

(Nachdruck verboten.)

87 Gottlieb Adler und Sohn.

Von Boleslav Prus.

Adler lachte zuerst darüber, dann begann er zu rechnen, wie viel so ein Spaß eigentlich kosten konnte. „Der Kerl wird noch alles vergeuden, was wir an der Baumwolle proffitiren“, sagte er zum Buchhalter.

Im Hofe standen Wagen mit Baumwolle beladen, die die Arbeiter ins Magazin transportirten. Adler sah eine Weile dieser Arbeit zu, schärfte wiederholt ein, es sollte niemand sich unterstehen, eine Zigarette oder gar eine Pfeife zu rauchen, und dann ging er ins Komptoir.

Vor dem Thore sprachen zwei Weiber lebhaft mit dem Portier, als sie aber Adler erblickten, hielten sie im Gespräch inne. Adler bemerkte es nicht. Im Komptoir dieselbe Erscheinung; das bis dahin lebhaft geführte Gespräch verstummte sofort, als der Chef eintrat. Adler wußte, daß einige seiner Beamten gestern zum Markte im Städtchen gewesen waren, und er dachte, sie hätten bei seinem Eintritt über die Ereignisse des gestrigen Tages gesprochen.

Im Sprechzimmer erwartete Adler ein ihm unbekannter Herr, der in dem Raume erregt auf und ab ging. Als er Adler erblickte, blieb er plötzlich stehen und fragte verwirrt: „Habe ich das Vergnügen mit Herrn Adler? . . .“

„Ja, wünschen Sie etwas?“

Der also Angeredete schwieg einen Augenblick, und seine Lippen zitterten dabei leicht. Adler betrachtete ihn mit Neugierde, als ob er errathen wollte, was der Mann eigentlich für ein Verlangen hätte. Er sah weder wie ein Kaufmann noch wie ein Stellungsuchender aus, vielmehr machte er den Eindruck eines vermögenden Lebemanns.

„Ich komme in einer dringenden und mir höchst peinlichen Angelegenheit“, sagte der Fremde endlich.

„Wollen wir nicht in meine Wohnung gehen?“ fragte Adler, der nunmehr mit dem Mann nicht in Gegenwart der Beamten sprechen mochte.

„Wenn Sie wünschen? . . . Ich habe Sie dort auch schon gesucht . . .“

„Sie haben mich gesucht?“

„Ja . . . sehen Sie . . . sehen Sie, Herr Adler . . . wir bringen Ihren Sohn . . .“

Der Gedanke an irgend ein Unglück lag Adler so fern, daß er lustig fragte: „Ja, ist denn Ferdinand so besoffen, daß man ihn nach Hause fahren mußte?“

„Er ist verwundet.“

„Ferdinand.“

„Was ist geschehen; eine Hand gebrochen? Das Genick?“

„Er ist von einer Kugel verwundet.“

„Von einer Kugel? Er? Was? Wie?“

„Er hatte ein Duell.“

„Das rothe Gesicht des Fabrikanten nahm jetzt Ziegelfarbe an. Er ließ den Fremden stehen und rannte nach der Villa; er fragte sogar nicht einmal, von wem Ferdinand verwundet wurde. Was ging das ihn an?“

Ferdinand lag auf einem Sopha; er hatte weder Kopf noch Weste an; sein Gesicht war so verändert, daß man ihn kaum erkennen konnte; am Kopfende seines Lagers stand ein Arzt.

Adler schaute . . . schaute . . . dann fiel er auf einen Sessel und fragte mit gedämpfter Stimme: „Was treibst Du eigentlich, Du dummer Geck?“

Ferdinand sah ihn mit einem unbeschreiblich traurigen Ausdruck an, dann griff er nach seiner Hand und küßte diese, — zum ersten Male nach langen Jahren. Dann begann er mit langen Pausen leise zu sprechen. „Ich mußte, Papa . . . ich mußte! Alle schrien auf uns. Die Gutsbesitzer . . . die Kellner . . . die Zeitungen . . . Man sagte, ich sei ein . . . ein Verschwender . . . und Du . . . ein Ausbeuter . . . Es fehlte nicht viel . . . man hätte uns ins Gesicht gespien.“

„Strengen Sie sich nicht an“, mahnte der Arzt.

Der Alte öffnete den Mund, beugte sich über den Sohn, horchte, schaute.

„Rette mich, Papa“, stöhnte Ferdinand, „ich versprach dem Arzte 10 000 Rubel.“

Der Alte verzog das Gesicht. „Warum denn gleich so viel?“ fragte er unwillkürlich.

„Weil . . . weil ich fühle . . . ich sterbe.“

Der Alte sprang auf. „Du bist verrückt“, rief er; „man stirbt nicht so schnell.“ . . .

„Ich sterbe“, ächzte Ferdinand.

„Verrückt, bei Gott, verrückt.“ . . . Adler begann im Zimmer umherzulaufen, dann blieb er plötzlich vor dem Arzte stehen. „Na, sagen Sie ihm doch, daß er ein Narr ist. . . An Sterben denken, als ob ich ihm erlauben würde, zu sterben. Er — sterben?! . . . Du hast dem Doktor zehntausend Rubel versprochen; das ist zu wenig! Doktor!“ rief er erregt, „ich gebe Ihnen hunderttausend Rubel, wenn auch nur eine Spur von Gefahr da ist. . . Na, sagen Sie doch, wie steht es mit ihm?“

Es ist zwar keine Gefahr“, beruhigte ihn der Arzt, „aber immerhin . . . eine sorgfältige Behandlung. . .“

„Na, da“, unterbrach ihn Adler; „Ferdinand, hörst Du, was der Doktor sagt? — Johann! . . . sofort nach Warschau depeeschiren, die zwei besten Aerzte sollen Extrazug nehmen und sofort hierher kommen. . . Wenn es nöthig ist, eventuell auch nach Wien und Paris depeeschiren. . . Ist es nöthig, Herr Doktor? Ich habe Geld; ich kann bezahlen!“

„Ach, wie schrecklich ist mir!“ stöhnte Ferdinand.

„Beruhigen Sie sich“, tröstete ihn der Arzt.

„Papa . . . Papa . . . wo bist Du? . . . Ich sehe Dich nicht mehr“ . . .

Auf den Mund trat ihm blutiger Schaum; im Gesicht spiegelten sich Angst und Verzweiflung.

„Luft!“ schrie er. Er stand vom Sofa auf und streckte die Hände nach dem Fenster aus, dann machte er einen Schritt vorwärts, taumelte nach rückwärts und fiel zurück aufs Sofa. Noch einmal schaute er den Vater an, und zwei große Thränen perlten in seinen Augen.

Adler setzte sich zitternd, fast bewusstlos zu ihm aufs Sofa, wischte ihm den Schaum vom Munde und die Thränen vom Gesicht. „Ferdinand! Ferdinand! Du wirst leben; beruhige Dich doch . . . Du wirst leben . . . ich zahle alles“. Er verspürte, daß der Sohn ihm schwerer und schwerer in den Armen wurde. „Doktor, retten Sie ihn! Er fällt in Ohnmacht!“

„Herr Adler, bitte, gehen Sie aus dem Zimmer“, sagte der Arzt.

„Warum soll ich aus dem Zimmer gehen, wenn mein Sohn Hilfe braucht?!“

„Er braucht keine Hilfe mehr“, entgegnete leise der Arzt.

Adler fiel auf den Sohn; er rüttelte, kniff ihn; — auf der Bandage über der Brust zeigte sich ein großer, rother Fleck . . . Ferdinand war todt.

Der Alte verstel in wahnwitzige Raserei; er sprang auf, rannte den Arzt um, lief auf den Hof und von da auf die Chaussee.

Hier begegnete er einem Fuhrmann, der Baumwolle nach der Fabrik brachte. Er ergriff ihn am Arm und schrie: „Weißt? . . . Mein Sohn ist gestorben!“ Dann warf er ihn zur Erde, kehrte um und kam zum Portier. „He, alle Arbeiter soll man mir vors Haus zusammenrufen; alle sollen herkommen, sofort!“ . . .

Darauf ließ er den erstaukten Mann stehen und lief zurück ins Zimmer, wo der Todte lag, und betrachtete ihn stumm und lange. Nach einer halben Stunde raffte er sich auf. „Warum ist es so still? . . . Warum geht der Motor nicht . . . ist er verdorben?“ —

„Der Herr hat alle Arbeiter vors Haus holen lassen, da haben sie die Maschine aufgeschaltet, daß sie nicht unnütz geht, und nun warten alle auf dem Hof“, meldete Johann.

„Wozu? Wozu? Zur Arbeit sollen sie gehen! Ich will nicht, daß es so still ist! Den Motor sollen sie in Bewegung setzen und alle Maschinen, und sie sollen arbeiten, weben und feilen und hämmern und bohren!“ Er griff mit den Händen nach dem Kopfe; er war glühend heiß. „Mein Sohn, mein Sohn“, jammerte er.

Am selben Vormittag noch schickte man zum Pastor Böhme. Der kam in aller Eile und lief gleich weinend zu Adler ins Zimmer.

„Gottlieb! schwer hat uns Gott geprüft, aber vertrauen wir auf seine Barmherzigkeit.“

Adler blickte ihn stumpf an. „Schau, hier liegt meine

Fabrik, mein Vermögen, mein Lebenszweck, liegen meine Hoffnungen und Pläne; schau . . . schau . . ."

Böhme drang in ihn, er möchte mit ihm in den Garten gehen; er glaubte, es wäre gerathen, ihn dem Anblick der Leiche zu entziehen. Adler folgte ihm.

Auf einem Hügel blieben sie stehen. Adler begann zu sprechen. "Wenn ich das Alles fassen könnte, zerquetschen, auf den Boden schleudern, mit den Füßen zertreten. . . Wenn ich könnte . . . die Fabrik und die Villa . . . Alles, alles . . . Martin . . . Du weißt nicht, was in mir vorgeht."

Er fiel auf eine Bank. "Dort liegt mein Sohn, und ich kann ihm nicht helfen . . . kann ihm nicht helfen!"

Der Pastor drückte ihm die Hand. "Gottlieb, wann hast Du zum letzten Mal gebetet?"

"Weiß ich? Vielleicht vor dreißig, vor vierzig Jahren . . ."

"Gedenkst Du noch des Gebetes?"

"Ich gedenke . . . daß ich einen Sohn hatte."

"Dein Sohn ist bei Gott."

Adler nickte mit dem Kopfe. "Was ist doch Euer Gott?"

"Adler, lästere nicht, Du wirst ihm noch begegnen!"

"Wann?"

"Wenn Deine Stunde geschlagen hat."

Adler dachte einen Augenblick nach. Dann zog er seine Repetiruhr aus der Weste, drückte die Feder, horchte den leisen Tönen und sprach endlich:

"Meine Stunde hat schon geschlagen, und Du, Martin, lehre nach Hause zurück. Deine Frau erwartet Dich und die Tochter und die Kirche; freue Dich mit ihnen, trinke guten Wein, und mich, — mich laßt gehen. . . . Gehe doch, Martin, nach Hause; . . . ich könnte jetzt einen Freund brauchen, aber keinen Pastor. . ."

"Gottlieb, beruhige Dich . . ."

"Geh zum Teufel!"

Er sprang auf, rannte durch den Garten und verschwand in den Feldern und Wiesen.

Der Pastor wußte nicht, was er anfangen sollte. Voll böser Ahnungen kehrte er in die Villa zurück. Er wollte einen Diener beauftragen, Adler zu beobachten; aber niemand magte, den Auftrag zu übernehmen, weil jeder fürchtete, den Zorn des Alten zu erwecken.

(Schluß folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Maulwürfe.

Skizze von Henrik Pontoppidan.

In einer abgelegenen Gegend der Insel Seeland liegt eine beständig unbewohnte, schloßartige Villa, aus dauerhaften rothen Ziegeln erbaut, mit einem kleinen Thurm, zierlichen kleinen Erkern und einer geschlossenen Glasveranda, die im Herbst ganz unter blutrothem wilden Wein verborgen ist.

Das Haus liegt ziemlich hoch auf einem Abhang in der Nähe eines kleinen Waldes und ist umgeben von einem prachtvollen Park, der freilich nunmehr ganz verwildert ist, wie denn auch die Villa, obgleich erst vor einer nicht gar langen Reihe von Jahren errichtet, schon zu verfallen und zu verwirren beginnt.

Fremde, welche drinnen auf der Landstraße im Postwagen an dem öden Gebäude vorbeikommen, stutzen unwillkürlich, wenn sie dieser modernen Ruine ansichtig werden; und der alte Kutscher ist in den letzten zehn Jahren dermaßen an die verwunderten Fragen seiner Fahrgäste gewöhnt worden, daß er schon, sowie er ihnen nur die Neugierde vom Gesicht abliest, seine kurze Pfeife aus dem Mund nimmt, um — offenbar nicht ungerne — seine unveränderlich gleichlautende Erzählung der sich an jene Stelle knüpfenden Begebenheiten zu beginnen.

Regelmäßig legt er dann seinen kleinen, gelbbraunen, vertrockneten Kopf auf eine Seite, kriecht noch mehr zusammen in seinem blauen groben Mantel, schließt eines seiner Augen halb und laut ein Weilschen melancholisch mit seinem ganz jahnlösen Munde, als wolle er seinen Zuhörern damit andeuten, daß seine Geschichte sehr traurig sei — gerade so traurig, als wahre Geschichten meistens sind, und wie das Leben noch öfter wirklich ist.

Die Villa da — so begann er alsdann — wurde vor etwa zwanzig Jahren erbaut von einem wohlhabenden, ja reichen Ehepaar, das von der Stadt nach dem Lande verzog, um in Frieden, fern vom unruhigen Treiben der Welt, den Rest des Lebens zu verbringen und seinen Reichtum mit Wohlbehagen zu genießen.

Darum war auch die ganze Einrichtung der Villa, die Anlage des Parks und vor allem die Veranstaltungen zur Sicherung des Hauses und des ganzen Besizes mit einer Vorsicht und wohlberedelten Kunst ausgeführt worden, die kaum ihres Gleichen hatten.

Früher hatte auf dem Platz nur eine bescheidene Katze gestanden, aus deren Zeit noch die alten Bäume des Parks stammten; das Erdreich war damals von großen Steinen erfüllt, die entfernt,

und voller Unebenheiten, die geebnet werden mußten; es kostete sowohl Geld wie Zeit, bis alles zur Vollkommenheit gebeden war.

Dann hatten während eines Zeitraums von zwei Jahren die zwei berühmtesten Kopenhagener Architekten und ein geschickter Kunstgärtner dort am Platze eine ganze Schaar von Handwerkern und Tagelöhnern zu beaufsichtigen; der Bauherr selbst wick ebenfalls nicht von der Stelle, um sich vergewissern zu können, daß auch das Geringste nicht veräußert werde. Denn er hatte sich vorgenommen, ein Werk zu vollbringen, das seinen Träumen von einem kleinen irdischen Paradiese für sich und die Seinigen, das ihm niemand rauben könne, nach Möglichkeit entspräche.

Soweit war man in der peinlichen Vorsichtigkeit gegangen, daß man sogar Vorbeugungsmaßregeln gegen das Eindringen von unterirdischen Wühlthieren getroffen hatte: man legte nämlich rings um den Garten herum einen schmalen tiefen Graben an und füllte ihn mit spizigen Scherben, damit keine Maulwürfe unter der Einfriedigung in den Garten eindringen und die schönen regelmäßigen Blumentepiche durch ihre häßlichen Hügel verderben sollten.

Aber als dann schließlich alles strikte nach den Plänen des alten Herrn vollendet war, war auch ein kleines Muster- und Meisterwerk entstanden: ein kleines Paradies in Wirklichkeit, in das, wie es schien, so leicht kein Miston der hastigen Welt da draußen dringen zu können schien, an den Jammer des Lebens erinnernd.

Wenn man draußen auf der Terrasse vor der Veranda stand und über das kreisrunde Springbrunnenbassin mitten im Garten, in welchem alle die Herrlichkeiten sich spiegelten, herabsah; wenn man auf dem Lieblingsplatz der beiden Besitzer saß: in dem japanesischen Gartenhäuschen zwischen Nelken- und Rosenbeeten, oder wenn man zwischen den zierlich beschnittenen Ligusterbeden spazierte, welche hier und da mit großen Basen und alten Steinfiguren geschmückt waren —: überall war man für sich, war man von der Welt abgeschieden durch den von Sommer zu Sommer dichter werdenden Laubhang; das Dasein des unruhigen Lebens da draußen würde den Bewohnern nur schwach angedeutet durch das Wellen der Hunde im Dorf oder durch ein Wagenrollen auf der unten vorbeifahrenden Landstraße.

In diesem ungestörten Jovill lebte das Ehepaar ganz allein mit einigen alten Bedienten, die nach und nach ihre Lebensgewohnheiten in genaue Uebereinstimmung mit denen ihrer Herrschaft gebracht hatten. Kinder hatten sie nie gehabt und noch weniger sich solche gewünscht.

Dagegen war unten im Dorf eine Klatscherei über einen kleinen fetten Hund lebendig, der in der Nacht auf einem rothen Sammetkissen in seinem eigenen Schlafkabinett schlummerte; — auch sprach man viel von einem hundertjährigen, grünen Papagei, der "Papa" und "Mama" sagen könne, der aber in ein Kreischen ausbräche, sowie er nur irgend etwas Fremdes gewahr würde.

Das geschah freilich nicht, sehr oft. Die Bewohner der Gegend sahen das glückliche Ehepaar nur, wenn es am Nachmittage eine kleine Spazierfahrt machte in dem gepflasterten Landauer, dessen breite Kaleschensitze es "voll und ganz" einnahm. Denn beide waren kleine aber wohlbeleibte Gestalten mit jener eigenthümlichen Geschwisterähnlichkeit, die sich nicht eben selten bei Ehegenossen nach einem langen und treuen Zusammenleben entwickelt. Sie lächelten beide mit demselben Nächeln, nickten freundlich jedem Begegnenden zu und fuhren nie an einem bettelnden Handwerksburschen oder sonstigen armen Mann vorbei, ohne ihm durch den Kutscher ein Scherlein in den Hut werfen zu lassen.

Im ganzen waren sie, im Gegensatz zu so vielen anderen, denen endlich ein lange genährter Traum erfüllt wird, wirklich vollständig glücklich. Sie hatten keine Wünsche. Jeden Tag gewannen sie ihr Fleckchen Erde lieber und lieber und wurden nicht müde, es immer vollkommener zu machen. Eines Sommers errichteten sie ein niedliches norwegisches Miniaturhaus unter einigen Tannen, im darauf folgenden legten sie einen hübschen türkischen Rosenfior um den Springbrunnen an. Der Besitzer selbst wässerte die Blumen, beschchnitt die Sträucher und besetzte die Ranken; und beide hegten nur einen Wunsch noch — einen einzigen kleinen Wunsch: daß es ihnen vergönnt sein möge, den Schritt von ihrem kleinen Eden in die ewigen großen Paradiesgärten des Jenseits zusammen und zu gleicher Zeit thun zu können.

So hatten sie einige Jahre zusammen gelebt, als folgendes Ereignis entrat.

Es war an einem schönen Sommermorgen, als der Hausherr aus der Veranda kam, angethan mit einem Sammetjacket, das mit bunter Seide gefüttert war, und perlengestickten Schuhen, die zu seinem gewöhnlichen Morgenhabit gehörten.

Er genoß freudig den Anblick der Natur im schönen Morgenlicht, das durch einen leichten goldenen Nebel, von dem Garten und Park noch gleichsam verhüllt waren, hindurchzukindern schien. Er athmete behaglich die frische freie Luft ein; lächelte entzückt über den Gesang der Vögelchen drüben hoch überm Walde und wollte fast als galanter Gemahl seine Gattin rufen, als der Gärtner heranißte, ganz bleich und athemlos; vor der Treppe blieb er stehen, rang seine Hände und stammelte:

"Herr! Herr! Nein, was soll ich doch nur sagen . . . was soll ich doch nur sagen! Ein Unglück ist hier passiert — ein schreckliches Unglück!"

"Unglück! . . . Ein Unglück — hier?!" rief der alte Herr und starrte durch seine Brille ganz bestürzt seinen bebenden Gärtner an.

„Was soll das heißen? Wie ist das möglich...? Ein Unglück! Nun erkläre doch...“

„Ich kann nicht, Herr, ich kann nicht... Die Knie zittern mir... Ach, das wird mir bis zu meinem Tode vor den Augen stehen, dies schreckliche Gesicht!“

„Aber so erzähl! — erzähl doch!“ schrie der kleine Mann und stampfte mit seinem Fuße in nervöser Spannung.

„Ja, das...“ „Erinnert der Herr sich noch, daß hier — gestern an der Gitterpforte ein Vagabund war, der so verhungert ansah?“

„Ja, gewiß. Du reichtest ihm ja noch das kleine Geldstück, das ich Dir für ihn gab... Was ist mit ihm?“

„Ach, Herr, er ist wieder da.“

„Heute Morgen? Wo?“

„Drinnen im Garten.“

„Was?“ „Im Garten! Auf augenblicklich Hans und Peter und schaffst ihn hinaus — sofort — hörst Du? ... Wie mag er nur hineingekommen sein?“

„Ja, aber — aber er ist tot, Herr!“

„Tobt?“ wiederholte der Alte und starrte mit großen erschreckten Augen auf seinen Gärtner. „Hier?“

„Ja — und das ist sehr schlimm, Herr — denn er hat sich über Nacht erhängt, Herr — in dem joppenesischen Lusthaus...“

In diesem Augenblick ertönte ein herzzersehrender Schrei hinter dem alten verwirrten Herrn...

Seine Frau stieß ihn aus, die unbemerkt hinter ihn getreten war und ihm nun bewußtlos mit dem kleinen fetten Hund in die Arme sank.

Nun folgte ein Austritt zum Gotterbarmen.

Während der alte Herr bei seiner ohnmächtigen Frau kniete und um Hilfe jammerte, während der Papagei den Verzweiflungsschrei wiederholte und der kleine fette Hund heulend durch die leeren Zimmer lief, versammelte sich das Gesinde und hinzugekommene Leute des Dorfes um den armen Teufel, der da tot im Gartenhaus hing.

Er war noch nicht alt, doch auch nicht jung mehr; die Züge seines Gesichtes waren noch in Tode ansprechend, aber es war so mager, als bestände es nur aus Haut und Knochen. Aus seinen durchnähten Lumpen sickerten Thautropfen herab; auch in seinem schwarzen Bart, in seinen Augenbrauen und an den krampfhaft gekrümmten Fingern hingen klare Thauperlchen, die in der Sonne schimmerten wie tropfendes Gold und Edelgestein.

Natürlich wurde er schnell abgeschliffen und fortgeschafft; die beiden Alten haben ihn niemals gesehen.

Aber gleichwohl war es, als ob er dort hängen geblieben wäre. Noch lange nach dem Begebnis wagte sich niemand nach der Stätte, namentlich in der Dämmerung nicht. Selbst nachdem das Gartenhaus und die dabei stehenden Bäume und Sträucher entfernt waren, spukte sein unheimliches Bild dort weiter, Schrecken und Grauen verbreitend und den Garten mit Todtenstille und Leichengeruch erfüllend.

Für die beiden Alten war dieser Schlag vernichtend. Sie suchten wohl eine zeitlang stand zu halten, aber ihr schönes Jdyl war verdorben. Der arme Schelm erhielt im Tode eine Nacht, von der er sich sicherlich im Leben niemals hätte träumen lassen. Freilich war es zuletzt fast, als sei er für die beiden Alten wieder lebendig geworden... Sie sahen überall nur sein schwarzblaues Gesicht, hörten überall nur sein heiseres Lächeln; die Bäume wippten mit ihrem Laube nur vom Jammer und Elend der Welt und das Käuzchen schrie ihnen in der Nacht nur die vier Worte in die Ohren: Hunger, Kummer, Noth, Tod... Ja, selbst mitten am helllichten Tage konnten sie plötzlich zusammenfahren, wenn sie sich Arm in Arm unversehens in die Nähe jenes Ortes begeben hatten — es schien ihnen, als folge ihnen ein unheimlicher Dritter und als hörten sie seine wunderbar ungleichen Fußtritte im knirschenden Kies hinter sich.

Eines Tages brachen sie dann plötzlich auf und reisten weg, um niemals zurückzukehren.

Sie sollen jetzt tot sein. Die Erben, Geschäftsleute in Kopenhagen, suchten die Villa vergebens zu verkaufen oder zu vermieten. Sie liegt zu abseits, zu fern von der Eisenbahn... So bleibt sie allein mit ihrer unheimlichen Erinnerung und verfällt und verwirrt — ein Mausoleum für einen jener Menschen, der aller Welt Schuld trägt, ein Memento zugleich für alle, welche alle Lust der Welt genießen. — —

So etwa erzählt der alte Rutscher den Reisenden, wenn er bei der Ruine da droben langsam vorbeifährt. Und indem er mit dem Peitschenstiel auf die einst so prächtigen Blumenteppeiche vor dem Hause zeigt, die nun von hunderten häßlicher Maulwurfsbauten verdorben sind, fügt er im Gedenken an den so sinnreich erdachten Graben mit den spitzigen Scherben kopfschüttelnd hinzu:

„Ja, da sieht man's nun! Man kann dagegen thun, was man will... Dies Gethier heißt sich überall durch. Eines Tages, wenn man am wenigsten daran denkt, kommt seine Schnauze hervor und dann ist die ganze Herrlichkeit ruiniert.“ —

Kleines Feuilleton.

dg. Die Zensur in Deutschland eingeführt zu haben, ist das zweifelhafte Verdienst Kaiser Karls V. Bis zur Erfindung der Buchdruckerkunst hatte das von fahrenden Sängern verbreitete,

historische Volkslied die Stelle der Zeitungen vertreten. Gutenberg's Entdeckung ließ auch die deutsche Presse entstehen. Als ihre Anfänge hat man die sogenannten „Relationen“ der Diplomaten, geistlichen und weltlichen Beamten anzusehen. Zur Zeit der Reformation erschienen bereits Flugschriften, „fliegende Blätter“ in Masse. Mit ihren modernen Namensschwärmern hatten sie bereits den beisehenden Witz gemein, der alle Vorurtheile des öffentlichen Lebens in den Kreis seiner ironischen Betrachtungen zog. Pamphlete und Zerbilder hervorragender Ereignisse und Persönlichkeiten sorgten im weiteren für die Belustigung und Aufklärung des Volkes, und da sie weder vor Fürsten, noch fürstlichen Thaten Respekt zeigten, läßt sich der Zorn der regierenden Herren wohl begreifen. Karl V. speziell ärgerte sich maßlos über die freie Sprache der deutschen Presse, und auf dem Reichstag zu Augsburg (1530) beglückte er Deutschland mit der ersten Zensurordnung. Danach sollte: „jeder Kurfürst, Fürst und Stand des Reiches, geistlich und weltlich in allen Druckereien, auch bei allen Buchführern mit allem Fleiß Fürsorge thun, daß hinfürter nichts Neues und sonderlich Schmähschriften und Zerbilder weder öffentlich oder heimlich gedruckt, gedichtet oder feilgehabt werden, es sei denn zuvor von durch dieselbige geistige oder weltliche Obrigkeit dazu verordnete, verständige Personen besichtigt, des Druckers Namen, auch die Stadt, darin solches gedruckt, mit nänklichen Worten darin gesetzt; und so darin Mangel befinden, soll dasselbige zu drucken oder feilzuhaben nicht zugelassen werden.“ Dichter, Drucker und Verkäufer, die dagegen handelten, sollten durch ihre Obrigkeit „an Leib und Gut“ gestraft werden. Der kaiserliche Erlaß wäre auch unseres Jahrhunderts würdig, sogar der unglückliche „Drucker“ sollte daran glauben. Trotz dieser frühen Maßregelungen wuchs der deutsche „Blätterwald“ lustig weiter, und schon 1615 gab in Frankfurt Egenolph Emmel das erste „Wochenblatt“ heraus. 1619 erschienen auch in Hildesheim und Nürnberg regelmäßige Zeitungen. Bald darauf folgten Augsburg, Regensburg, Köln, Danau und Wien, in welcher letzterer Stadt es sehr häufig vorkam, daß „ein Zeitungsschreiber heftlich auf die Finger gelopfet, zur Haft gebracht, und nicht eher befreiet worden, bis er eine Summe Geldes erlegt.“ Eins der häßlichsten Zensurstücke, das schon ganz und gar im Ton von 1897 gehalten ist, leistete man sich indessen 1688 in Halle. Hier gab der verdiente Christian Thomasius die „Monatgespräche scherz- und ernsthafter, vernünftiger und einseitiger Gedanken über allerhand lustige und nützliche Bücher und Fragen“ heraus. Im dritten Heft ging er mit erbarmungslosem Spott der gelehrten Pedanterei zu Leibe und machte sich auch in beißender Satire über die vier Fakultäten lustig. Daraus folgerten seine Kollegen: „Die vier Fakultäten seien von Sr. Durchlaucht des Kurfürsten erhabenen Vorsahren beliebt und eingerichtet worden, demnach sei dies eine Verpottung der fürstlichen Anverwandten, folglich eine Verpottung seiner Durchlaucht selbst, ergo sei Thomasius als Majestätsbeleidiger und Auftraher gerichtlich zu belangen.“ Das Verfahren wurde denn auch wirklich eingeleitet, hatte aber — und das ist nicht im Ton von 1897 — keinen Erfolg. —

Literarisches.

— Häufigkeits-Wörterbuch der deutschen Sprache ist der Name eines Werkes, in dem die Ergebnisse umfangreicher Untersuchungen zur Feststellung der Häufigkeit deutscher Wörter, Silben, Laute und Lautverbindungen zusammengetragen und gruppiert worden sind. Die zu diesem Zwecke erforderlichen Feststellungen sind durch einen Arbeitsausschuß der deutschen Stenographievereine erfolgt, herausgegeben wird das Werk von F. W. Kading unter Mitwirkung zahlreicher Fachmänner und es erscheint im Selbstverlag des Herausgebers in Steglitz bei Berlin. Die Herstellung des Werkes ist durch fünfjährige angestrengte Arbeit vieler Personen ermöglicht worden; die von dem Wunsch geleitet worden sind, daß ihre Feststellungen brauchbare Unterlagen für weitere wissenschaftliche Forschungen bieten mögen. Die in diesem Buch gebotenen Mittheilungen sind nur Auszüge aus dem Gesamtwerk, dessen Urschrift nach ihrer Fertigstellung und nach Drucklegung der Auszüge in das Eigenthum der königlichen Bibliothek in Berlin übergeht, aus deren Fonds ein Theil der Herstellungskosten bestritten worden ist. 167 Mitarbeiter haben den Zahlstoff bewältigt, der sich auf 10 910 777 Wörter ausdehnte, 106 haben die Buchungen besorgt, 94 Mitarbeiter die alphabetische Nachweisung angelegt, 148 Mitarbeiter die Zerlegung der zusammengesetzten Worte der alphabetischen Nachweisung bearbeitet, 12 die Zerlegung der einfachen Wörter und der nach der Abtrennung der Vorsilben übrig gebliebenen Wörter und Wortstümpfe, 68 die Zerlegung der Wörter in die Unterbestandtheile: Konsonanten und Vokale. Die Forschungen haben die Thatsache festgestellt, daß die drei in der deutschen Sprache am häufigsten gebrauchten Worte: „die“, „der“, „und“, zusammen die Häufigkeit von 9,47 pCt. aller geäußerten Wörter haben, also fast ein Zehntel der Sprache darstellen. Nimmt man noch das Wort „zu“, so bezieht sich die Gesamthäufigkeit dieser vier Worte auf 11,84 pCt. Die 15 häufigsten Wörter stellen mit 25,22 pCt. den vierten Theil der Sprache dar, die 66 häufigsten Wörter bilden 50,06 pCt. der Sprache. Als Unterlage für die Arbeit sind aus den verschiedenen Gebieten Sprachstoffe gewählt worden, und im ganzen haben sich an der Herstellung der Arbeit nicht weniger als 1320 Personen betheiligt. E. S. Mittler u. Sohn haben die

Drucklegung besorgt, und durch sie ist das Werk im Buchhandel zu beziehen. —

Theater.

— s. Zentral-Theater. „Sozialaristokraten“, Komödie in 5 Akten von Arno Holz. Als Literaten-Komödie setzt das Stück ein, später gewinnt es den Anschein, als wollte es sich ganz nach der politischen Seite neigen, der Schluss kippt um und bringt eine rührende Familienszene. Mit einer Blattgründung hebt die Geschichte an, mit einer Verlobung endet sie. Wenigstens war das am Dienstag im Zentral-Theater der Fall. In der Buchausgabe stand es allerdings anders. Hier war nicht der Gelegenheitsdichter Fiebig, sondern der Dr. Benno Gehrke die Hauptperson, die Entwicklung ging vom Literarischen zum Politischen; der aus einem Sozialdemokraten zum Sozialaristokraten gewordene Dr. Gehrke erscheint im 5. Akt als antisemitischer Reichstags-Abgeordneter für Arnswalde. Was den „guten“ Ausgang der Bühnenbearbeitung verschuldet, liegt klar. Ebenso klar aber ist, daß ein „Reformator“, der eine solche Verwässerung zuläßt, alles andere sein mag, konsequent ist er nicht. Man hat das Stück eine Satire genannt. Man könnte es mit viel größerem Recht als einen in Dialogform gebrachten Bierschwefel ansprechen. Handlung ist keine vorhanden. Was geschwätzt wird, dient nur zur Charakterisirung der auf die Bühne gestellten Personen. Das Veredele ist stellenweise witzig, aber es ist jener Witz, der sich mit Vorliebe in schnodderigen Redensarten entläßt. Was da in dem Stücke sich hin und her schiebt, sind keine Menschen, es sind Karikaturen, Karikaturen, die nicht einmal einen realen Unterbau besitzen. Der Autor machte es sich sehr leicht. Herr Meyer besitzt eine Warze auf der Nase. Herr Holz kommt daher, malt die Warze in zehnfacher Vergrößerung und sagt: „Das ist Meyer!“ Fehlen bloß diejenigen, die es ihm glauben. Diese Darstellung ist einfach unsinnig. Wenn der „Elephanten-Wilhelm“ wirklich ein so dummes Vorkommnis gewesen, wie konnten ihm die Arbeiter so lange ihr Vertrauen schenken! Mit den anderen Personen ist es dasselbe. Bei genauem Hinhorchen hat man außerdem das Gefühl, als lämen die verschiedenen Schemata, Hinweise, Andeutungen von zwei verschiedenen Personen. Wird wohl auch so sein. Liegt doch eine Rezension „der Philosophie der Befreiung durch das reine Mittel“ vor, die mit Literatur-Vosheit besonderer Art ebenso gefättigt ist wie die Charakterisirung des Dr. Gehrke. Nein, mit Stücken wie „Sozialaristokraten“ wird „das Ende einer Zeit“ nicht zur Anschauung gebracht. Herr Holz fehlt zweierlei: Der Geschmack und das, was erst den Dichter macht, Feinfähigkeit des Herzens. — Von der Darstellung ragte Hermann Müller als Oskar Fiebig um Haupteslänge hervor. Im Zuschauer-räume saßen viele Literaten und zahlreiche händefrohe Freunde des Autors. —

Aus der Thierwelt.

— Eine lebendig gebärende Eintagsfliege wurde von Conard beobachtet. Dazu zeichnet sich das Thier, das den Namen *Chloeopsis diptera* führt, noch durch eine relativ erstaunlich lange Lebensdauer aus; denn die eingefangenen Thierchen blieben über drei Wochen am Leben. —

Aus dem Pflanzenleben.

— Auf einem Bauernhofe in Eichholz bei Finsterwalde stehen zwei Eiben, die eine Höhe von 12 Meter und einen Stammumfang von 3,40 Meter, also einen Stammdurchmesser von 1,10 Meter haben. Das Alter dieser Bäume wird auf 1500 bis 2100 Jahre geschätzt; sie gehören also noch der Zeit an, in der Eiben von den alten Germanen gepflanzt und gehegt wurden, damit sie ihnen das Material zu den Bogen lieferten. —

Geographisches.

— Das Marineministerium der Vereinigten Staaten hat dem bekannten Polarforscher Lieutenant Peary einen fünfjährigen Urlaub ertheilt. Peary gedenkt einen neuen Vorstoß nach dem Nordpol zu unternehmen und will die ersten drei Jahre zur Vorbereitung der im vierten Jahre geplanten Expedition benutzen. Er will, von sechs Eskimos und einer Anzahl guter Hunde begleitet, zunächst eine Reihe von Proviantstationen errichten und dabei so weit wie möglich nach Norden vordringen, um dort eine feste Wohnstätte zu gründen. Von diesem nördlichen Punkte aus hofft er im vierten Jahre, von nur einem Eskimo und den besten Hunden begleitet, in schnellem Marsche den Pol erreichen zu können. Sollte der Vorstoß misslingen, so würde er nach der Station zurückkehren und, sobald die Verhältnisse günstig sind, den Versuch, den Pol zu erreichen, nochmals unternehmen. —

Technisches.

— Die Thalbrücke bei Münstingen zwischen Solingen und Remscheid wird Ende des Monats der Probebelastung unterzogen werden, nachdem man seit 1894 an ihr gebaut. Sie überspannt die Thalsole mit einer Bogenbrücke von 170 Metern Weite und die Thalwände mit sogenannten Gerüstbrücken. Bei der großen Höhe von 107 Metern der Brückenoberante über dem Wupper-Wasserpiegel mußte das Mittelfeld, der Bogen, vermittelst Rückankerung in die felsigen Thalwände von beiden Seiten als Konsolen frei vortragend gebaut werden. Zu diesem Vorbaue bediente man sich mächtiger, elektrisch angetriebener Drehkräne, die sich auf der Oberante der Konstruktion bewegten. Der Zusammenschluß der

beiden Konsolen zum Bogen in der Mitte erfolgte genau nach den gemachten Voraussetzungen, und zwar in der dritten Märzwoche dieses Jahres. Erwähnenswerth ist, daß zum Bau der Brücke neben vielen anderen Einrichtungen eine eigene Bergbahn mit Seilbetrieb in einer größten Steigung von 57 pCt. (gleich der Pilatusbahn) hatte errichtet werden müssen, um die auf der Solinger Seite ankommenen Baumaterialien zu den einzelnen Arbeitsstellen zu verbringen. Die Baukosten der Brücke betragen ohne Grunderwerb 2.700.000 M. —

Humoristisches.

— Ein „Verrückter“. Eine ergötzliche Geschichte trug sich, wie die „Danziger Neuesten Nachrichten“ aus Brauß berichten, unlängst in einer Schule der Haide zu. Bei geschlossenen Fenstern plagte sich der Lehrer im Schweiße seines Angesichts, ohne die Beschwerden der schlechten Atmosphäre zu beachten. Plötzlich geht die Thür auf und ein ihm unbekannter kleiner Herr tritt ein. „Ich ersicke“, ruft er aus und springt eilig vorbei an dem verblüfften Lehrer und hinweg über die Bänke nach dem nur auf diesem ungewöhnlichen Wege zu erreichenden Fenster. Er öffnet es weit und steckt die Nase hinaus. Die Kinder rücken schein in den Bänken zusammen und sehen angsterfüllt auf ihren Lehrer. Dieser hat indessen die Sprache wiedergewonnen und ruft: „Kinder, das ist ein Verrückter, schnell hinaus!“ Schreiend und weinend flücht sofort die ganze Schaar davon, deren Schreck noch vermehrt wird, als der Fremde sich wieder dem Innern des Schulzimmers zukehrt und gestikulirend und lebhaft sprechend hinter ihnen wieder herläuft. Die Ruhe wurde erst wieder hergestellt, als der fremde Herr sich dem Lehrer als — der neue Schulrath vorgestellt hatte. —

— Gebet Acht! Ein Kapitän der „Schutterij“ (so heißt die Bürgergarde in Holland), der fällt erklärt worden war und seinen Gläubigern 4 pCt. vertheilt hatte, kommandirte vor der Front seiner Kompagnie: „Geht Acht!“ (Geht Acht = Stillgestanden.) Ein „Schutter“ (Bürgergardist), der mit zu den hereingefallenen Kreditoren des Kapitäns gehörte, rief: „Das thut ich nicht, Sie geben selbst nur vier.“ —

Vermischtes vom Tage.

— In Siegen hat ein Bürger ein Strafmandat folgenden Inhalts erhalten: „Sie haben Ihren Hahn durch Unterlassung der Abhaltung von Krähen in ungebührlicher Weise ruhestörenden Lärm verursachen lassen. Es wird deshalb gegen Sie auf grund des § 360 Nr. 11 des Strafgesetzbuchs eine bei der Stadtkasse zu entrichtende Strafe von 3 Mk. festgesetzt. Delius.“ —

— y. In der Ortschaft Berchsbüttel bei Gishorn (Provinz Hannover) ist man beim Brunnenbohren in einer Tiefe von nur 6 m auf ein Kalisalzlager gestossen. —

— Hundert Pfund Dynamit in Dynamitpatronen und 948 Stück Sprengkapseln sind in Elberfeld gestohlen worden. —

— In Göttingen sind mehrere Speicher, in denen Holz und Häringe lagerten, und acht Häuser ein Raub der Flammen geworden. —

— Wie aus Petersburg berichtet wird, ist Frithjof Nansen unter die Unternehmer gegangen. Er bildet eine internationale Gesellschaft mit einem Kapitale von 50 Millionen Rubel zum Zwecke der Ausbeutung der Naturkräfte des höchsten Nordens. Auf seiner Entdeckungsfahrt fand Nansen nämlich auf dem Meeresgrunde Eisen- und Nickelager; die Reichhaltigkeit der Eisenerze soll außerordentlich sein. Die Nansen'sche Gesellschaft soll diese Erze heben und verwerthen. —

— Die verstorbene Schauspielerin Charlotte Volker hat ein Vermögen von mehr als einer halben Million Gulden hinterlassen. —

— Beim Abstieg vom Alvier (Kanton St. Gallen) ist der 21 jährige Schriftseher Bosphardt aus Zürich über die Geröllhalde auf die Palfrieseralp hinabgestürzt, wo man ihn als Leiche fand. —

— Dem „Gaulois“ zufolge wird Präsident Faure einen neuen Palast bauen, in welchem die zur Weltausstellung im Jahre 1900 in Paris eintreffenden Fürstlichkeiten Wohnung nehmen sollen. — Vielleicht auch ein Thronstuhl gefällig? —

— Den Gipfel des Vegetarianismus erreicht ein Vorschlag, den die Vorsitzende des englischen vegetarischen Frauenvereins jüngst machte. Sie forderte nämlich ihre Genossinnen auf, dem Gebrauch thierischer Stoffe nicht nur in der Ernährung, sondern auch in allen übrigen Dingen zu entsagen. Keine Seide mehr, denn sie wird von einem Wurm gewonnen. Weg mit den Lederschuhen und Handschuhen! Nieder mit den Federn auf den Hüten! Denn um sich ihrer zu bemächtigen, muß man sie einem lebenden oder todtten Thiere ausreißen! Man könne alle diese Dinge durch Pflanzenstoffe ersetzen, ohne die Eleganz zu beeinträchtigen. Man beschloß, die Frage bis zur allgemeinen Versammlung im nächsten Jahre zu vertagen und bis dahin reiflich darüber nachzudenken. —

— Der Dampfer „Sultan“ ist 100 Meilen östlich von der Insel Sokotora untergegangen; zehn Indier sind dabei umgekommen. —

— Die Einwanderer-Station auf Ellis Island im New-Yorker Hafen ist abgebrannt. Der Verlust wird auf eine Million Dollar geschätzt. Personen sind nicht verunglückt. —